

Friedhelm Schrooten

Distanz

Stationen eines Planerlebens 4. Teil

Die Sekretärin zog ihre Finger von den Schreibmaschinentasten und schaltete das Kofferradio an. Die ruhige Stimme des Nachrichtensprechers drang aus dem Lautsprecher. Die drei Männer im Vorzimmer des Oberstadtdirektors erhoben sich aus den Besuchersesseln. Mit gesenktem Kopf, das Kinn mit der Hand gestützt, hörten sie andächtig zu. Ich öffnete die Doppeltür, trat ein und grüßte. Die Sekretärin lächelte, wir gaben uns die Hand. Die drei Männer warfen einen kurzen Blick in meine Richtung. Ende der Nachrichten. Keine Neuigkeiten vom Verbleib des Arbeitgeberpräsidenten. Gewöhnlich hörte ich die vier-Uhr-Nachrichten im Auto auf dem Heimweg. Der Oberstadtdirektor trat aus seinem Zimmer und bat uns herein. Verspätet erschienen Stadtdirektor und Baudezernent.

Es begann die vierte oder fünfte Zusammenkunft einer Gesprächsreihe zwischen Vertretern der lokalen Großindustrie und der Verwaltungsspitze. Anlaß des Meinungsaustausches war der, den Städten und Gemeinden im Entwurf vorliegenden Landesentwicklungsplan I/II. Der Plan ordnete die Städte des Landes in ein hierarchisches System, teilte das Ruhrgebiet in Zonen auf und legte die Einzugsbereiche der Oberzentren fest. Die Ausweisungen waren nicht ganz unwichtig, weil sie Grundlage künftiger Landesförderung sein würden. Die Verwaltung hoffte, mit Unterstützung der lokalen Großindustrie, eine eindeutige Zuordnung der Stadt im Landesentwicklungsplan zum Oberzentrum Essen verhindern zu können, um mehr Verhandlungsspielraum für Förderungs- und Entwicklungsmaßnahmen zu erhalten. Außerdem steht hinter jeder planerischen Zuordnung das drohende Gespenst einer späteren Eingemeindung, also endgültiger Verlust städtischer Selbständigkeit.

Die vorausgegangenen Gespräche mit der Industrie waren wenig sinnvoll. Was kümmert weltweit operierende Konzerne städtische Selbständigkeit? Neue Erkenntnisse waren auch von diesem Gespräch nicht zu erwarten.

Die beiden Mannschaften saßen sich am großen Tisch gegenüber. Angeführt von ihrem Vorsitzenden erschienen die Vertreter der Stahlwerke AG in dezenten Einheitsdreß grau-blau. Die Mannschaft der Verwaltung trat in verschiedenfarbigen Variationen zwischen blau-in-blau und braungemustert auf schwarzem Grund an.

Mit pastoraler Stimme und gesenktem Blick eröffnete der Oberstadtdirektor: „Meine Herren, es fällt mir schwer, in diesen dramatischen Tagen zur gewohnten Ordnung überzugehen. Wer konnte ahnen, unter welcher unglücklichen Vorzeichen wir uns zum gemeinsamen Gespräch zusammenfinden würden. Vielleicht ist es vermessen, in der Tagesarbeit fortzufahren, wenn das harte Schicksal unschuldiger Menschen uns belastet.“

Auf der Gegenseite des Tisches übernahm ein Vorstandsmitglied: „Ich darf daran erinnern, daß es ganz im Sinne der Bundesregierung ist, wenn wir uns so wenig wie möglich von den schrecklichen Ereignissen



aus dem Tritt bringen lassen, mit unserer Arbeit fortfahren und den Terroristen die Genugtuung versagen, unsere Handlungsfähigkeit empfindlich gestört zu haben.“

Das Spitzengespräch nahm seinen gewohnten Verlauf. Beide Seiten gaben ohne Diskussion ihre Statements ab. Gelegentlich unterbrach der Vorstandsvorsitzende der Stahlwerke AG. Mit spitzen Bemerkungen, lässig eingestreut, deutete er sein Hintergrundwissen an. Gelangweilt blättert er in den Unterlagen und warf kurze Blicke über den Rand seiner Lesebrille. Er bezeichnete sich als informiert und engagiert. Seinen Vorstandskollegen könne er es nicht übelnehmen, wenn sie von landesplanerischen Dingen nichts verstünden. Der Konzern habe damit doch relativ wenig zu tun. Er sei aber bereit, aus persönlichem Interesse sozusagen, in seiner Eigenschaft als Präsident der Industrie- und Handelskammer, sich für die Stadt einzusetzen, allerdings dürfe sie nicht zuviel erwarten, denn seine Einflußmöglichkeiten seien ausschließlich auf persönliche Kontakte beschränkt.



14 Tage später fuhr ich in gleicher Sache mit dem Baudezernenten zu einem Seminar für Landesplaner. Vertreter der Landesplanungsbehörde, Kommunalpolitiker und Verwaltungsexperten bemühten sich, aus dem trockenen Thema eine beeindruckende Selbstdarstellung zu machen. Die Redner bewiesen, daß sie auch die uninteressantesten Passagen noch zu würdigen wußten.

Mein Chef, der Baudezernent, verstand sehr schnell den Sinn der Tagung und lud mich nach dem Einführungsvortrag zu einem Glas Bier an gemütlicherem Ort ein. Zufällig trafen wir vor dem Gebäude einen alten Studienkollegen des Dezernenten. Die Herbstsonne schien sehr warm. Auf dem Marktplatz fanden wir vor einem Lokal noch einen Tisch im Freien. Bei Bier und Korn tauschten die beiden familiäre Ereignisse der letzten zehn Jahre aus. Ich hörte nur halb hin, trank mein Bier und beobachtete Passanten.

Schließlich drangen sie zum Tagesthema der Geiselfreiung in Mogadischu vor. Begeisterung kam auf. Mein Dezernent war hingekissen. Das Kommandounternehmen der GSG 9, die Arbeit des Krisenstabes hat ihm sehr imponiert. Mal so richtig „den Knoten durchhauen“. „Die Kuh vom Eis ziehen“. Wie gut kannte ich die Sprüche aus dem Planungsstab. „Vielleicht ist die Zeit der Macher doch noch nicht vorbei und auch im Städtebau geht es mal wieder aufwärts.“

„Stell dir vor“, bat er schwärmerisch seinen Freund, „stell dir vor, mein ältester Sohn wäre einer von den GSG 9-Männern gewesen. Das wäre nicht unmöglich. Zur Zeit ist der bei der Bundeswehr und sportlich einfach eine Kanone. Mit einem alten Gaul, den sie mir für die Hälfte seines richtigen Alters angedreht haben, gewann der doch glatt die Jugendmeisterschaft! Stell dir vor, er wäre so lässig mit den anderen die Gangway runtergekommen ...“

„Na hör mal, darauf fall ich aber nicht rein. Die haben doch vorher mit Fernsehexperten genau geprobt, bis sie die lässige Haltung beherrschten. Ist doch klar, daß die den positiven Eindruck beim Volk noch verstärken wollten.“

Mir brach der Schweiß aus. Die Sonne blendete wie 500 Watt Suchscheinwerfer. Ich wollte was sagen und wußte nicht und konnte nicht. Wie gestern vor dem Fernseher, als die Nachricht vom Tod in Stammheim über den Bildschirm kam, schnürte es mir den Hals zu. Ohnmacht und Ekel lähmten mich gestern und heute. Warum hatte ich nicht den Mut, aufzustehen, wegzugehen?

Das waren keine taktischen Überlegungen in einer langfristigen Strategie, die mich davon abhielten, meine Meinung zu sagen, Ekel und Verzweiflung rauszubrüllen. Es war die Selbstkontrolle aus Angst, auffällig zu werden, aus der anerkannten Außenseiterposition herauszutreten, zum unverständlichen Irren, zum auszuschließenden Extremisten zu werden. Ich habe nicht und ich konnte nicht die Grenze des Wohlverhaltens überschreiten, die meine politischen Ansichten unvereinbar mit meiner sozialen und beruflichen Existenz gebracht hätte.

„Und dennoch wird es weiter eine RAF geben. Gründe in den Untergrund zu gehen, gibt es für viele Leute nach wie vor genug.“ So rationalisierte ich meine Distanzierung von ihnen, in einem objektivierenden, mich selbst herausnehmenden Spruch. Niemand wird behaupten, ich hätte in einer nebensächlichen, völlig unbedeutenden Situation poli-

tisch Farbe bekennen müssen, meine Ohnmacht einem kleinkarierten Baudezernenten vor die Füße legen sollen. Dies ist ein Selbstgespräch über einen Widerspruch zwischen dem, was ich von mir denke und dem, wie ich mich verhalte.

Ich frage die Sympathisanten direkt: sind Sie von Sinnen? Oder was sind Sie? Wissen Sie nicht, die Sie politisch zu denken vorgeben, daß Sie, statt mehr Freiheit und mehr Gerechtigkeit für die breitesten Schichten in diesem Lande zu schaffen, die Geschäfte der finsternen Reaktion, ja der Neo-Nazis betreiben? Daß Sie das Bewußtsein der Bevölkerung über den Rand hinausschieben, hinter dem es nur noch den Abgrund von Chaos, Polizeistaat oder Diktatur gibt? Oder wollen Sie genau das?

Ich fordere Antwort, jedenfalls eine solche, die Sie sich selbst geben.

Willy Brandt, Herbst 1977

Termine und notwendig zu erledigende Aufgaben drängen sich vor der Abreise zusammen. Drei Wochen Ferien werden wie ein Ausstieg für drei Jahre auf das Gründlichste vorbereitet. Seit Monaten unbeantwortete Anfragen werden jetzt bearbeitet, und Stellungnahmen, die während der Abwesenheit notwendig werden könnten, werden vorsorglich konzipiert und der Vertretung mit taktischen Erläuterungen übergeben. In einer Art Zwischenbericht konzentriert liegt die Arbeit eines ganzen Jahres vor mir. Mein Selbstwertgefühl steigt bei dem aufwendigen Bemühen, mich für ganze drei Wochen entbehrlich zu machen. Fast tut es mir leid, in dieser Hochphase schlagartig unproduktiv zu werden und zu verreisen. Ich sehe mich auf irgendeinem Strand sitzen, unzufrieden mit den Provisorien um mich herum, kein gemütliches Zimmer mit Schreibtisch, Platten und Büchern, keine Tageszeitung, kaum vernünftige Gesprächspartner und einer Hitze, die zu stumpfsinnigem Dämmern im Schatten zwingt. Von Flucht in den Urlaub kann keine Rede sein.

In den Ferien wirklich neue Erfahrungen machen, ist sehr selten. In der Regel ist das Wegfahren nur der Entzug der gewohnten Umgebung. Übrig bleibt der zur Passivität verdampte, feudal, spießig, flipprig oder asketisch konsumierende Tourist.

„Du hast recht“, sagte Sam. „Und glaube ja nicht, daß ich etwa nörgeln wollte. Ich habe mir oft gewünscht, ein bißchen Elfenzauber zu sehen, wie es in den alten Geschichten erzählt wird, aber ich habe nie von einem besseren Land gehört als diesem. Es ist, als ob man zu Hause sei und gleichzeitig in Ferien, wenn du mich verstehst. Ich möchte hier nicht weg. Und trotzdem habe ich allmählich das Gefühl, daß wir, wenn wir weiterziehen müssen, es am besten bald hinter uns bringen.“

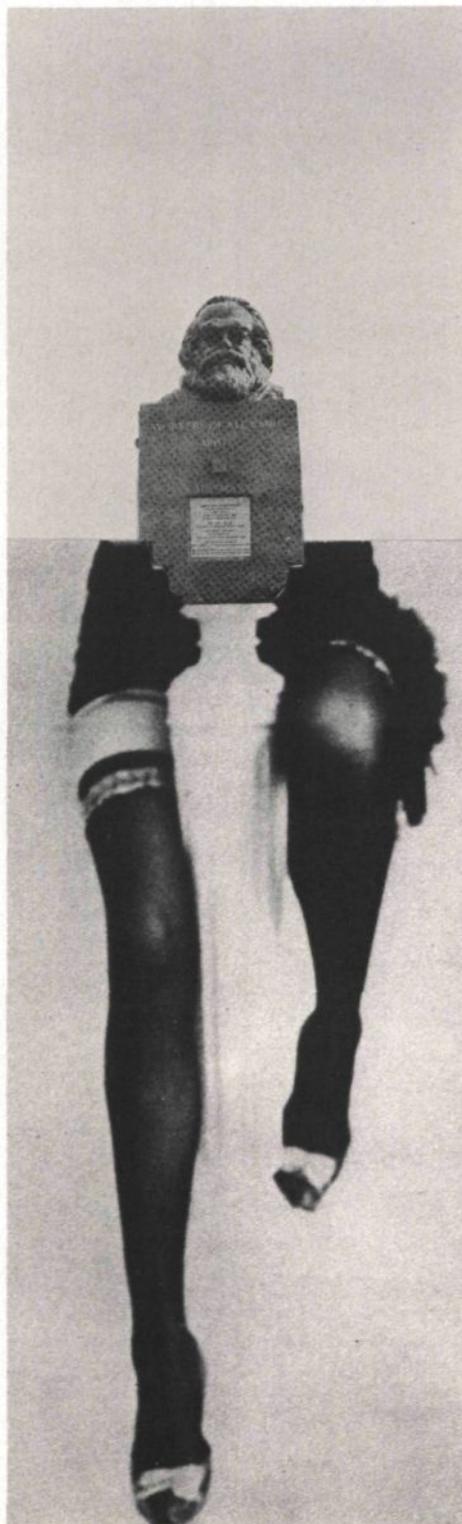
(Sam Gamschie im wunderschönen Elfenland Lorien)

Die Anstrengungen einer tagelangen Autofahrt in den Süden verdrängten Stunde um Stunde den Arbeitsstreß. Langsam öffnen sich die Sinne für neue Eindrücke. Die erste Nacht im Schlafsack am Straßenrand ist sehr unruhig. Die Gedanken überschlagen sich. Autos durchfahren meine Träume. Mücken umkreisen surrend die Stirn, landen beliebig auf Augen, Nase und Mund. Ich schlage mich selber, um sie zu verjagen. Der Boden ist hart, die Beckenknochen schmerzen.

Aber am nächsten Morgen ist alles vorbei, und ich bin gut gelaunt. Die Toilette des kleinen Cafés ist komfortabel, der Capuccino ausgezeichnet, Schokoladenpulver krönt die Sahne. Noch dreihundert Kilometer bis zum Ziel. Oder fahren wir weiter? Mal sehn, uns treibt ja keiner. Zwei Tramper steigen zu und begleiten uns für ein paar Stunden. Wir

reden englisch miteinander. Einer dreht einen Joint, der Recorder läuft, und „Memory Hotel“ von den Stones wird meine Lieblingsnummer.

In dem Sommer mit Wolfram gab es viel Streit. Wir kennen uns bald zehn Jahre. Unsere gemeinsame revolutionäre Organisation in Berlin „stiftete“ die Freundschaft. In den Fraktionskämpfen waren wir einer Meinung, wohnten ein Jahr in der gleichen Wohngemeinschaft und trennten uns vorübergehend in Richtung Westdeutschland. Halb zog es ihn, halb zwang ihn das Berufsverbot in die Job-Infrastruktur der Polit-Szene zurück, während ich zu planen begann und die Gewerkschaftsbewegung entdeckte. Zum ersten Mal fuhren wir zu zweit allein in die Ferien. Aus unterschiedlichen Erfahrungen der letzten Jahre waren politische Differenzen zwischen uns entstanden. Wir wollten versuchen, neben dem Vergnügen die Schwierigkeiten miteinander auszudiskutieren.



Harte Abgrenzungskämpfe brachten uns einst zusammen, aber inzwischen vergiftete ihr übler Stil den Liniestreit unserer Freundschaft. Gegenseitig versuchten wir, uns vom Sockel unserer konkurrierenden Positionen zu stoßen, distanzieren uns voneinander und verletzen uns mit bösen Unterstellungen. In der ersten Ferienwoche ließ der Machtkampf keine Gedankenketten zu. Bissige Polemik zerhackte die Argumentation und ließ keine Positionsbeschreibung entstehen. Allmählich dämpften Sonne und fremde Umgebung die Aggressionen.

Kern der Differenzen war unsere unterschiedliche Auffassung von der Orientierung auf die Arbeiterklasse und der Rolle revolutionärer Arbeit in den Gewerkschaften. Natürlich sah ich in meiner Vertrauensleutearbeit einen Fortschritt gegenüber den studentischen Versuchen, über die Betriebsarbeit an die Arbeiterklasse ranzukommen. Obwohl ich gescheitert war, sah ich keinen Anlaß, mich von dem Versuch zu distanzieren. Die Unsicherheit über meine Weiterarbeit ließ mich umso verbissener dogmatische Grundsätze linker Politik verteidigen. Wolfram wollte von Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit nichts mehr wissen. Politik nur noch in erster Person, weder Zuarbeit noch Orientierung auf, die deutsche Arbeiterklasse hatte er abgeschrieben.

„Du verschüttetest deine Bedürfnisse, reduzierst deine Ansprüche, stellst deine Einsichten zurück und redest von ökonomischen Kämpfen und Bewußtseinsveränderungen, die nichts mit dir zu tun haben. Und alles im Namen einer Arbeiterklasse und Gewerkschaftsbewegung, die zutiefst ökonomistisch und korrumpiert, weniger reformistisch als reaktionär ist. Du bist auf dem besten Weg, Reformist zu werden, wenn du nicht schon einer bist!“ Die Angriffe und sein rotzig vorgetragenes Selbstbewußtsein machten mich wütend und traurig.

Umso froher und aufgekratzt war ich, wenn wir in unserem Ferienalltag Gemeinsamkeiten neu entdeckten und Übereinstimmungen sich spontan herstellten. Es war schön, trotz der harten Auseinandersetzungen, gelegentlich zu Zärtlichkeiten fähig zu sein.

Mit Kolleginnen und Kollegen setzte ich mich nie so hart, herzlich und offen auseinander. Immer war was Faktisches dabei, stand soviel Undiskutierbares, nicht Ausgetragenes zwischen uns. Am Strand, in einem Pinienhain trafen wir eine holländische Kommune, vier Erwachsene, fünf Kinder. Wir verstanden uns so gut, daß ich es nicht mit einem einzigen Verhältnis zu meinen Kolleginnen und Kollegen, ausgenommen Marion, vergleichen kann. Es ist schwer, den Unterschied zwischen so komplexen Geschichten, wie dem Sich-Verstehen zu beschreiben, wo soviel dazu gehört, das nicht gesagt werden braucht oder kann, was wir voneinander sehen, wie wir miteinander umgehen. Es ist die gemeinsame Geschichte unserer politischen Sozialisation, die eint und von anderen trennt.

Ein Foto zeigt meinen Kopf in den Armen eines Mädchens liegend. Ihr Gesicht beugt sich über mein Gesicht. Erinnerung an meine besondere Freundin Nicole, zehn Jahre alt, eins der fünf Kinder der Holländer. Deutlicher als an diesen Kindern, habe ich Fortschritte aus den Kämpfen der letzten 10 Jahre noch nicht verkörpert gesehen. Schwärmerisch bewunderte ich ihr Selbstbewußtsein, ihre offene Emotionalität und ihr Verständnis für Verantwortlichkeit im kollektiven Zusammenleben. Ich erinnere mich an gemeinsame Kochabenteuer, das nächtliche Feuer, die selbstgemachte Musik. Nach und nach krabbelten wir in unsere Schlafsäcke, rückten zusammen und schliefen ein.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Illustration von Robert Bosshard, Manfred Walz und Ingrid Krau